

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 285. Bromberg, den 14. Dezember. 1934

Spuk in der Heide.

Roman von Fritz Gantzer.

(15. Fortsetzung.)

Im warmen, guten Licht der Septembermorgensonne sah Karl die Dinge der vergangenen Nacht mit anderen Augen an. Er dachte darüber nach. Er fand ein kleines, behutsames Lächeln. Ja, er mußte geträumt haben! Vielleicht hatten ihn auch Einbildungen geäfft. Aber es blieb trotzdem eine nervöse, geheimnisvolle Unruhe auf dem Grunde seiner Seele, die immer wieder hochquoll. Ein unerklärlicher Zustand, schließlich unerträglich werdend. Es half nichts, er mußte davon sprechen.

Spätnachmittag war es schon, als er endlich soweit war.

Karl richtete sich in die Höhe und stützte sich, ein wenig nach vornüber gebeugt, auf seinen Spaten. Eine Weile sah er dem Major zu, wie er einen Sandhaufen auseinanderwarf. Er quälte sich, einen Anfang zu finden.

Treutlin wurde schließlich aufmerksam. „Nun, Karl, bist du müde?"

„Nein, Herr Major, ich denke nach."

„Worüber denn, Herr Philosoph? Nachdenken ist manchmal nicht gut. Man sollte überhaupt nicht und über nichts nachdenken."

„Ich denke nach, wie es eigentlich in der letzten Nacht war."

„So? Eine merkwürdige Übung." Treutlin lachte. „Da hast du doch geschlafen, Mensch! Was gibt's denn darüber nachzudenken?"

„Es war komisch", kam Karl nun in Fluß, ohne auf Treutlins Bemerkungen einzugehen. „Erst konnte ich lange keinen Schlaf finden. Dann dämmerte ich ein. Das kann aber nur ein Weilchen gewesen sein, denn als ich wieder wach wurde, lag der Mondschein immer noch vor mir auf der Bettdecke. Ich horchte auf den Wind, der ein bißchen zu heulen anfing. Und in Hovening bellten die Hunde. Sie bellten ganz anders als sonst. So zum Graulen, Herr Major . . . Na ja, und nun kommt das Komische . . . Dann muß ein Mensch um das Haus gegangen sein. Ein paarmal rundum. Die Pforte in der Mauer hat vordem geklappt. Und zweimal hat einer die Haustürklinke heruntergedrückt. Die vorne. Ich habe es ganz deutlich gehört. Und das lasse ich mir nicht ausreden. Wenngleich ich es mir heute den ganzen Tag über selbst aus dem Sinn zu bringen suchte. Jetzt, wo ich es nun erzählt habe, weiß ich, daß es wirklich so gewesen ist."

Als er zu Ende gekommen war, richtete er sich, wie von einer Last befreit, in die Höhe, faßte seinen Spaten und zog mit der scharfen Schneide des Blattes wunderlich verschlungene Striche durch den lockeren Sand.

„Das ist ja eine tolle Spukgeschichte", sagte Treutlin endlich und lächelte. „Wirklich, rein zum Graulen. Und du scheinst das ja auch getan zu haben, alter Sohn. Ich wäre an deiner Stelle wie der bekannte geölte Blitz aus den Posen gewesen, hätte das Fenster aufgerissen und „Halt! Wer da?" gebrüllt. Du weißt doch, daß diese Art bei den Preußen üblich ist. Eigentlich hast du also gegen die Dienstvorschrift gehandelt, und es gehört sich, daß ich dich einloche."

Nun lächelte Karl auch. „Zu Befehl, Herr Major!" sagte er, den Spaten wie ein Gewehr bei Fuß nehmend, in dienstlichem Ton. „Nachher ist mir das auch eingefallen. Aber während die Sache passierte, habe ich nicht daran gedacht. Und ich kann wohl ruhig sagen, daß mir etwas unheimlich zumute war."

„Siehst du, alter Angsthase! Und so was will Frontsoldat gewesen sein. Das sage nur bloß nicht weiter. Wenn das Fritz Merten aus Friedrichroda hört, du weißt doch, der die Stoßtruppsachen am „Toten Mann" und im „Wäldchen 101" und sonst noch wo gedreht hat, dann guckt der dich bloß einmal so von oben bis unten an. Aber du hast genug."

Karl sah etwas betreten aus. „Ich erzähle es natürlich nur Ihnen, weil ich mir sagte, daß Sie es wissen müßten."

„Warum muß ich das wissen?"

„Ich weiß es ja auch nicht, Herr Major, warum. Mir ist so eigentümlich zumute seit der Nacht. So sonderbar schwer in allen Gliedern."

„Na ja, da wird dir wahrscheinlich eine Krankheit in den Knochen liegen. Solch kleines Moorfieber etwa. Aber mit deinem Nachterlebnis hat das doch nichts zu tun. — Wenn es nicht überhaupt nur eine Täuschung deiner durch Hundegebell, Windheulen und Mondschein beeinflußten Sinne gewesen ist."

„Nein, sicher nicht."

Treutlin fing an sich zu ärgern. „Na, dann möchte ich mal wissen, wen du als nächtlichen Besucher in Verdacht hast. Es gäbe ja da allerhand Möglichkeiten. Vielleicht ist es einer von unseren Siedlern gewesen, obgleich ich mir nicht denken könnte, was jemand von ihnen bewegen sollte, das Haus zu nachtschlafener Zeit zu umschleichen Man kann auch an gewerbsmäßige Einbrecher denken, der aber durch irgend etwas verscheucht wurde. Es wäre auch möglich, daß ein Verirrter — du weißt ja, daß so etwas vorkommen soll — nach einem Nachtquartier gesucht hat. Schließlich" — Treutlin zuckte der Gedanke wie eine plötzliche Eingebung durch den Sinn, quittierte sie aber sofort mit einem spöttischen Lächeln und sprach auch im spöttischen Tonfall weiter. „Schließlich war — — William Smith da oder sein Geist oder einer seiner Erben."

„William Smith?" fragte Karl, sich nicht sofort erinnernd.

„Nun ja, der Mensch, dem dies Haus gehört hat. Eben dieser William Smith . . . Du weißt doch. Wir haben ja schon oft genug von ihm gesprochen."

„Hm!"

„Das sind alle in Betracht kommenden Möglichkeiten. Ich wüßte wenigstens keine weitere mehr. Du etwa noch?"

Treutlin wandte sich, ohne Antwort abzuwarten, wieder seiner Arbeit zu. Mit hastigen Bewegungen warf er den gelbweißen Sand. Rascher als vorhin und doch mit einem nervösen Einschlag. Er spürte, wie seine Hände zu zittern begannen. Seine Augen waren stier auf einen Punkt gerichtet und weiteten sich. Er wollte es nicht denken, er

sträubte sich mit aller Energie dagegen. Und kam doch nicht umhin.

Mit einem Ruck schnellte er aus seiner gebeugten Stellung in die Höhe, suchte die graudunstige Ferne auf Uelzen zu und dachte schwerfällig, sich zwingend, es zu denken: „Vielleicht . . . ist . . . es . . . Brigitte von Gagern gewesen . . .“

Aber nein, es war ja Wahnsinn, diese Vermutung zu haben . . . Und doch, ja, warum sollte es nicht sein? Von irgendeiner Not gejagt, war sie in der Not über die Heide gelaufen, um bei ihm Hilfe zu finden . . . Sie hatte es ihm doch versprochen, sich zu ihm zu flüchten, wenn es nötig sein sollte . . . Aber warum hatte sie keinen Einlaß begehrt und sich auf das scheue Umschleichen des Hauses, das Niederdrücken des Türgriffes beschränkt?

Nun, auch dafür gab es Erklärungen. Der Mut hatte ihr gefehlt, den letzten Schritt zu tun. Das Unmögliche ihres Handelns, mitten in der Nacht das Haus, sein Haus, zu betreten, war ihr im letzten Augenblick zum Bewußtsein gekommen . . . Und sie war geflohen, von Scham gehetzt, belastet mit ihrer Not . . . Warum sollte es nicht alles so gewesen sein?

Treutlin stieß den Spaten in die Erde, so heftig, so in Erregung, daß das Blatt ganz in dem weichen, lockeren Boden versank, sagte mit merkwürdig rauher Stimme, ein Gefühl von brennender Trockenheit in der Kehle verspürend:

„Ich will einmal zu dem Bagger rübergehen . . . Es scheint da etwas nicht zu stimmen . . . Gregorius bringt ihn alle Augenblicke zum Stehen.“

Was redete er noch? Er wußte es nicht. Es war ja auch ganz gleichgültig, was er sagte. Seine Gedanken waren gebunden, bei Brigitte zu weilen, der erwogenen Möglichkeit grübelnd weiter nachzugehen.

Karl sah ihm mit fragenden Augen nach, wie er schwerfällig, mit Mühe die Füße setzend, seinen Weg zu dem Bagger nahm. Was war das mit ihm? Warum hatte sich seine ganze Art so im Handumdrehen geändert, daß man daraus nicht klug wurde? Und daß man dann nie von ihm erfuhr, aus welchem Grunde solche Veränderungen eintraten, als wenn er plötzlich kein Vertrauen mehr hätte, darüber zu sprechen.

Von einem leisen Mißmut gequält, nahm Karl die Arbeit wieder auf. Sie machte ihm heute keinen Spaß. Er hätte am liebsten den Spaten hingeworfen und wäre davongelaufen. Irgendwohin, weit weg. Dieser Mißmut, diese Überdrüssigkeit peinigten ihn seit jenem Sonntagsbesuche Düllingsens oft. Damals hatten sich Frohsinn und Lebenslust jäh davongemacht.

Warum nur? Ja, warum eigentlich? Er wußte dem Grunde keinen rechten Namen zu geben. Und wenn man ihn gefragt hätte: Warum sind dein Weg und der Weg Antjes wieder auseinandergelaufen, da sie doch schon im Begriff standen, zu einem zu verschmelzen?, so hätte er vielleicht keine Antwort gewußt. Er war eben so . . .

Und doch waren seine Gedanken oft bei ihr. Überhaupt wußte er nichts besseres zu tun, als an sie zu denken. Und immer in schmerzlicher Sehnsucht.

Warum hatte sie vor der Zeit geredet, und dann noch etwas, das noch im stillen Wachsen bei ihm gewesen, jäh zurückgedrängt? Nun wagte es sich nicht wieder vor. Und hatte er damals nicht auch etwas von Lüge gesagt? So unbewußt, von einer Verlegenheit gedrängt?

Antje der Lüge beschuldigt! Nein, es gab keinen Weg mehr zu ihr zurück. Und sie trugen beide schuld, daß es so war . . .

Treutlin war von dem Bagger in einem weiten Bogen zu den Neubauten gegangen, die innen verputzt wurden. Und dann bald, immer von einem heimlichen Vorsatz begleitet, ein Stück das Feldbahngeleise hinab, bis zur Sandkuhle. Mit dem Kipplorenzuge war er zurückgefahren.

Nun stand er wieder bei Karl. Sah ihm eine Weile zu. Von einem zögernden Überlegen gefoltert. Es war in seinen Augen zu lesen, es war ihm um den hartgeschlossenen Mund gezeichnet.

Er besann sich nicht länger. Lieber eine Lächerlichkeit begehen, als eine Notwendigkeit unterlassen. Es drängte plötzlich alles in ihm zu einer schnellen Entscheidung.

„Karl, ich muß noch nach Uelzen“, sagte er hart. „Wann ich zurückkomme, weiß ich nicht. Es kann sehr spät werden.“

„Nach Uelzen, heute noch? Es dunkelt gleich, Herr Major.“

„Ich muß.“

Er stieß es wie einen Befehl an sich selbst hervor. Sah an sich hinab. An seinem alten Waffenrock, dem Spuren der Arbeit anhafteten, an seinen langen, mit Moorbodenklumpen beschmutzten Stiefeln. Er trat ein paar Mal heftig auf und zog die zerknitterte Soldatenmütze, deren Schirm blind und brüchig war, tiefer in die Stirn.

„Ich gehe, wie ich hier bin. Ich will keine Minute mehr versäumen.“

Schon war er davon. Mit stürmischen Bewegungen lief er hinein in die dämmergraue Heide.

„Es geht nicht mit rechten Diangen bei uns zu“, sagte Karl. „Er ist verrückt!“

*

Als Treutlin verschiedene Male an die Tür zu Brigittes Wohnung gepocht hatte, ohne eine Aufforderung zum Eintreten zu hören, glaubte er annehmen zu müssen, daß sie nicht daheim sei. Er überlegte, sie möchte in die Stadt gegangen sein, um Besorgungen zu machen, und beschloß, hier oben vor ihrer Tür auf ihre Rückkehr zu warten. Etwas müde und abgespannt, setzte er sich auf die oberste Treppenstufe, stützte den Kopf in die Hand, lauschte in das Haus hinab. Es war still und dunkel in ihm. Nur hin und wieder stieg ein verschwommener Laut aus den unteren Wohnungen, ein Türöffnen und -schließen, ein Klappern mit Geschirr, ein Kinderweinen, zu ihm in die Höhe.

Nach einer Weile schlug eine Turmuhr in der Stadt. Fern und langsam. Er zählte mechanisch. Es war neun.

Die ihn umgebende Stille, die etwas Behäbiges, Beruhigendes, an sich trug, vermittelte eine Entspannung seiner beim Betreten des Hauses wieder von neuem aufgeflammten Erregung. Karls geheimnisvolle Nachterlebnisse begutachtete er jetzt als nichts anderes als Einbildung erregter Phantasie. Er wäre klüger gewesen, von Anfang an nüchtern zu denken, anstatt sich ins Boxhorn jagen zu lassen und zwei Stunden weit über einsame Heide zu traben, um nun hier langsam ratlos werdend, auf einer dunklen Treppe zu sitzen.

Das Tagewerk im Moor und der Marsch nach der Stadt machten ihre Wirkung geltend. Eine schwere Müdigkeit kroch in seinen Körper. Er bedurfte einer starken Willensäußerung, um wach zu bleiben.

Da hörte er das Öffnen der Haustür. Er zuckte zusammen und schnellte hoch. Ob Brigitte kam? . . . Wenn sie es war, mußte er verhüten, daß sie erschrak. Sie durfte ihn nicht vor der Tür zu ihrer Wohnung stehend finden. Lautlos schlich er in den äußersten Winkel des Vorraums, wo er von seinen früheren Besuchen her einen Mauervorsprung in Erinnerung hatte. Als Licht wirklich aufflammte, hatte er sein Versteck schon erreicht. Die Schritte des Kommenden hatten etwas Tastendes an sich. Unsicher, zögernd nahmen sie Stufe um Stufe. Das Knarren des alten Holzes klang aufreizend in die Stille.

Treutlin hatte die Vorstellung: Brigitte ist es nicht, die da kommt. Das ist etwas Fremdes, etwas, das hier nicht daheim. Er beugte den Kopf ein wenig vor.

Da: ein Männerkopf. Und dann gleich die ganze Gestalt. Nun die letzte Stufe erreichend, auf der er, Treutlin, eben noch gesessen, dort stehen bleibend und die Tür zur Wohnung Brigittes ableuchtend.

Jetzt, nach einem kurzen Zögern, pochte der Fremde an die Tür. Wartete. Pochte wieder. Und rief dann halblaut: „Bitte, öffnen Sie, Fräulein von Gagern. Ich, Svenborg, bin es.“

Treutlin zitterte, von einer wahnsinnigen Erregung geschüttelt. Er fühlte Stirn und Hände eiskalt . . . Ob Brigitte öffnen würde? . . . Dann mochte dieses ganze elende Gebäude zusammenstürzen und alles, was in ihm war, zerschmettern: ihn und Brigitte und diesen Svenborg und alles andere an lebendigen und leblosen Dingen in diesem Hause. Dann mochte die ganze Welt in Trümmer gehen . . . Eine maßlose Spannung zerrte an Treutlins Nerven. Dreimal, viermal — oder wie oft eigentlich war es? — wiederholte der Einlaßbegehrende sein Pochen und halblautes Rufen. Und nach jedem Male ebbte das flutende, brausende Stürmen in der Seele Treutlins um etwas ab.

. . . Endlich! Gott sei Dank, endlich! Der Fremde wandte sich und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Pressemann in Kalkutta.

Mit Tigern und Pferden unter einem Zeltdach.

Von Woldemar Troebst.

Was ein deutscher Zirkus-Pressechef in Indien durchmachen muß, schildert hier der Verfasser. Angesichts seines wehmütigen Seitenblickes auf die Kollegen in der Heimat müssen wir freilich sagen: Auch bei uns ist Journalistenarbeit kein Honigschlecken. Wenn die Setzmaschinen warten, die Fernsprecher klingeln, die Posteingänge sich zu Stößen türmen . . . Es brauchen nicht gerade Schlangen und Maharadschas zu sein. — Die Schriftleitung.

Kein Zirkus, der etwas auf sich hält, wird ohne einen Pressechef auf Reisen gehen . . . „Chef" heißt der Mann darum, weil es beim Zirkus keine Angestellten gibt. „Nicht aus sozialen Gründen", wie der Bureauchef ironisch behauptet, „sondern es sieht besser aus und kostet dasselbe." — Viel zu sagen hat ein „Chef" im Zirkus nicht. Da kann jeder machen, was die Direktion will.

Mit dem Amt des Pressechefs hat es aber noch eine andere Bewandtnis. Ist das Haus zum Brechen voll, daß die Zeltnähte beinahe platzen, dann kommt das immer nur von dem hervorragenden Programm, das sich „herumgesprochen" hat. Spielt man dagegen mehr unter sich, so ist selbstverständlich nur die miserable Pressevorbereitung daran schuld. Darum sehen alle Pressechefs schon in ihrer Jugend so verhärmt aus . . .

Unter den Requisiten, den buntfarbigen Podesten, Trapezen, Gummibällen und römischen Kampfwagen schleppt der Zirkus auch ein zerlegbares Bretterhäuschen mit sich herum. Wenn dann alle Wagen aufgefahren und sauber ausgerichtet sind, die anderen „Chefs" schon fröhlich auf den Schreibmaschinen hämmern und der Wind sich in den weißen Bahnen des Viermasterzeltes bläht, schlagen die Mackenbacher Musikanten auch das Häuschen zusammen. — — Im wahrsten Sinne des Wortes. Von Stadt zu Stadt klaffen immer größere Lücken im Gefüge, was allerdings in den Tropen unbedingt als Vorzug anzusprechen ist. In diese Sommerlaube zieht der Pressechef, nagelt einen Pappendeckel an die Tür, schreibt „Preß-Office" darauf und regiert.

Bis es aber soweit ist, sitzt er wie der verlorene Sohn auf dem wüsten Zirkusgrund herum, mal auf einer Taurolle, mal auf einer Wagendeichsel und zeichnet mit dem Bambusstöckchen kleine Männer in den Sand. Dabei erzählt er den Kollegen von der Ortspresse Märchen aus dem romantischen Zirkusleben. Im Grunde seines Herzens beneidet er sie allesamt um ihre Seßhaftigkeit. Daß einige unter ihnen mit kleinen Drei-Mark-Kameras Nachtaufnahmen vom Aufbau und vom Rhinozeros machen wollen, nimmt er schmerzlich lächelnd zur Kenntnis. Jeder hat das mal versucht. — —

Wir spielten um die Weihnachtszeit in Kalkutta. Prügelhitze brütete über der Stadt. In den verstaubten Palmen hockten die Geier, und die Luft war erfüllt vom schrillen Pfeifen der Schmarotzer-Milane, die zu Tausenden über dem Zelte segelten und uns das Essen vom Teller stahlen. Mein Häuschen stand im „Regierungsviertel" neben den Direktionswagen. Aber mit dem bloßen „stehen" war noch nichts getan. Möbel mußten her, die man in Indien immer leiht. Das hatte ich schon in der ersten Nacht begriffen, als ich mein Quartier in der Stadt aufsuchte. Es war ein mittlerer Wartesaal mit nichts darin als prächtigen schwarz-weißen Marmor-platten, acht Fenstern und einem Werbeplakat vom Genfer See. Die Voraussetzungen zum Schlafen waren demnach nur bedingt erfüllt. — „Möbel bringt man mit", hatte der freundliche Alte mit schöner Klarheit gesagt.

Also mietete ich, was man so braucht zum Leben und zum Schreiben. Den Marmorsaal aber gab ich auf und zog in mein Häuschen zurück. Das Mobiliar war prächtig anzusehen — von außen. Innen bestand es aus Apfelsinenkisten. Als ich die erste Schublade aufzog, glaubte ich versehentlich ein Terrarium erworben zu haben. Eine originalindische Fauna kroch da heraus. Schlangen waren leider nicht darunter, dafür eine in Europa noch unbekannte scheußliche Art braunpelziger Maulwurfsgrillen. Ich verschloß die Menagerie wieder und ließ den Hindu-Boy heran. Der schmiß die Tiere einfach aus dem Fenster — gemäß dem Gebot „Du sollst nicht töten". Zur Tür marschierten sie dann wieder herein. Dies Verfahren bewährte sich also nicht. Darum holte ich mir beim Stallmeister die große Spritze, mit der bei den Raubtiernummern wohlriechende Düfte verstäubt werden, um die Geruchsnerven eines p. p. Publikums nicht zu belästigen. Seitdem aber ein indischer Zeitungsmann geschrieben hatte, es sei eine Gemeinheit, arme Tiger zu betäuben, und von Mut oder Kunststück könne gar keine Rede mehr sein, diente die Spritze nur noch der Fliegenjagd. Auch meine Schranktiere zeigten sich wenig erbaut über die Kur. Der Boy schüttelte nur mißbilligend den Kopf und spie den roten Betelsaft in schön geschwungener Kurve aus der Tür.

Das prächtigste Stück meiner Ausstattung war ohne Zweifel ein grünseidener Armsessel. Meine Interviews erhielten erst durch ihn die richtige Umrahmung. Die nie abreißende Kette der Besucher wurde auf die Klischee-Kiste und das Dschungel-Bett verteilt. Nach vorheriger Warnung, keine lebhaften Gemütsbewegungen zu verraten, da es sonst zusammenbrach.

Mitten in der Nacht, so um zehn Uhr früh, wenn die Zirkusstadt noch schläft, kommt als erster Atkinson, der flinke Reporter der „Indian Mail". Pünktlich wie die Kuckucksuhr, steckt er den unrasierten Kopf zur Tür herein. Während ich mich auf dem Schrankkoffer mit Sodawasser wasche, will er schon das „Neueste" wissen. Als wenn hier eine Polizeistation wäre! „Neues? — Ja, was sagen wir denn da gleich? — Das Elefantenbaby läßt sich Zeit, dem heiligen Ziegenbock geht's gut, — richtig, morgen kommt die Vizekönigin zu Besuch. Darüber könnten Sie mal eine kleine Notiz bringen. — Das dürfen Sie nicht?? Ist doch eine tadellose Meldung!" — Im Spiegel sehe ich Atkinsons Gesicht, wie es sich in bedenkliche Falten legt. — „That's very difficult" — sagt er — „Niemand darf wissen, was der König heute oder morgen tut. Aber ich gebe Ihnen einen guten Tip: Her Excellency is crazy of Mauve, — machen Sie alles mit Mauve!"

Ich bin zu allem bereit, was unser Ansehen mehrt. Atkinson zeigt auf den violetten Aschenbecher der Asahi-Brauerei, der mich seit Japan begleitet und wie alles Scheußliche nie zerbrechen will: „Dekorieren müssen Sie, so wie diese Farbe, nur ein bißchen röter." Und ich notiere: Logen, Blumen, Schleifen und Programme — alles violett. Wenn schon, denn schon, nur keine Halbheiten.

Im Türrahmen taucht Monimohan Chatterjee auf, der Brahmine, der mir immer die Zeit vertreibt, die ich nicht habe. Mit indischen Märchen. Und der es nie verwinden wird, daß seine Kaste jetzt auch arbeiten muß, wenn sie leben will. Chatterjee ist bei dieser neuen Mode Klischeemacher geworden. Zwar noch kein vollkommener, aber dem guten Willen ziemt Belohnung. Er führt die Hand dankend zur Stirn und schlägt mit schöner Geste das wollene Tuch abschiednehmend über die Schulter. „Ein kleiner Auftrag in the morning time — ist besser als den ganzen Tag gar kein", müßte es jetzt in seinem Herzen klingen, wenn er den Zirkusdialekt beherrschte. Aber nur Märchen singen in ihm, und damit ist es heute nichts. So wenig wie mit dem bläßlichen Kantinenkaffee, für den es längst schon an der Zeit wäre. Draußen dreht der Boy eine Karte in den braunen Händen. — „Herzeigen!" — „Miljoran Milanowitsch — Chevalier du Saint Sépulcre", steht darauf. Heiliges Grab — hier in Indien? Was will der Mann? Der Ritter erzählt es mir voll lärmender Fröhlichkeit. Füllig, aalglatt und vom Zahn der Zeit benagt, blättert er mit runden Würstchenfingern in einem dicken Lederband, dessen goldgeschnittene Seiten Unterschriften aller Großen der Erde bedecken. Heute hat er es auf unseren Direktor abgesehen, den Klassiker der Manege, wie er ihn nennt. Zu mir sagt er in balkanischem Tonfall „Herr Kollege!". Darum tut es mir fast leid, daß ich ein bißchen schwindeln muß. Die Direktion ist auf der Tigerjagd — —

Stunde um Stunde enteilt; Besucher kommen und gehen. Buddah Sen will mich seinem Freund Tagore vorstellen. Unter geziemender Freude verberge ich meine Zweifel. Der Mann ist zu jung für einen alten Dichter. Ein Hausbesitzer klagt in Demut unsern Klebetrupp an, ihm die Gartenmauer verkleistert zu haben. Unwillkürlich stimme ich die Antwort auf denselben Ton. Dann betritt Shankar Rao die Bühne. Er nennt sich Professor und besitzt einen kleinen „Great Indian Circus". Ein Shetland-Pony möchte er kaufen. Viele wollten das schon, aber dafür bin ich nicht zuständig, so wenig wie für die „Pendelforschung auf wissenschaftlicher Grundlage", die nach der Ansicht eines Armeniers kein Zir-

kus entbehren kann. Auch die Leichenverbrennung muß heute abgesagt werden, sehr zum Kummer unseres Seelöwendompteurs, der sich einen Genuß davon versprach. Alle wollen gehört werden. Besonders die Freikartenjäger, die mit schöner Hemmungslosigkeit und beneidenswertem Gedankenreichtum verstehen, ihr eigentliches Ziel zeitraubend zu verschleiern.

So verrinnt der Tag unter den Händen. Nichts Bleibendes wird gebaut. Kalt und feucht sinkt die Nacht herab. Ganz anders, als betriebsame Indienfahrer sie uns schilderten. Gedämpft klingt aus dem Zelt die Weise vom „Kleinen Gardeoffizier". Jetzt marschieren die Trakehner auf der Piste. Ich klappe die Schreibmaschine auf, glücklich in dem Gefühl, allein zu sein und nicht reden zu müssen. Durchweben wir sie also mal, die Zirkusromantik, mit indischer Gloriale. Wie ich es damals schon wollte — in Japan und später in Schanghai ...

Da klopft es munter an der Tür. „Störe ich?" fragt Miß Marthe, die schon abgeschminkt ist. „Wir haben uns einen herrlichen Punsch gebraut im dreiundneunziger Wagen. Schreiben wollen Sie? — Ach Unsinn, wen interessiert denn das! Nun kommen Sie schon — Sie erfrieren uns hier ja."

Dichter Nebel hüllt das Zeltgebirge ein. Längst verstummten die gellenden Autohupen, und ausgelöscht sind die tausend Lichter der Fassade. Erloschen sind auch die Gedanken. Drüben im nahen Teich beginnen die Wäscher schon ihr Tagewerk. Klatschend hauen sie die Hemden auf die Steine. Weiß wie Unschuld spannt sich der Bogen in der Maschine, wie ich ihn verließ. Und weiß ist er noch, als sich im wärmenden Frühlicht die Wächter vor meiner Türe sonnen. Prächtige Räubergestalten aus den Bergen, mit wallenden Bärten und mächtigen Messern. Sie schwatzen und lärmen wie die Stare im Kirschbaum und denken: „Burrah Sahib ist böse", wenn ich sie schlaftrunken vertreibe.

Stille in Zarskoje Selo.

Vom Kaiserdorf zum Kinderdorf.

Von Dr. Karl Brennert.

Zarskoje Selo! Welche Erinnerungen an den Prunk des russischen Zarenhauses steigen nicht bei der Nennung dieses Namens auf. In den amtlichen Verkehrsbüchern des heutigen Rußlands wird man allerdings vergeblich nach diesem klangvollen Namen suchen. Er besteht dort nicht mehr. Das Kaiserdorf ist inzwischen ein — Kinderdorf geworden. Zarskoje Selo heißt heute Djetskoje Selo. Die ehemalige Sommerresidenz der letzten Zarenfamilie ist in eine Ortschaft umgewandelt worden, die hauptsächlich von siechen Kindern bevölkert wird. Dennoch gemahnt hier alles auf Schritt und Tritt an die einstige Herrlichkeit.

Schon der Anblick des gewaltigen Katharinen-Palais — ein Meisterwerk des italienischen Architekten Rastrelli —, mit seinen Zwiebeltürmen, seiner mehrere hundert Meter langen Fassade wirkt stark auf die Beschauer. Wer dort hineingeht, fühlt sich in eine Welt märchenschöner Wunder versetzt. Spiegelnde Parkettböden, aus erlesenen kaukasischen Holzarten zusammengesetzt, eine Flucht herrlicher, mit für unsere Begriffe überladenem Prunk ausgestatteter Säle, reiche goldene Decken- und Wandverzierungen, silberne Tapeten, die jetzt langsam zu verblassen beginnen, das Bernsteinzimmer — ein Geschenk Friedrichs des Großen! — schier unermeßliche Schätze an Damast, Silber und chinesischem Porzellan — das alles entzückt das Auge, zwingt unwillkürlich zur Bewunderung.

In diesen Räumen scheint die Zeit stillzustehen. Alles wirkt unberührt. Im großen Speisesaal findet man die Tafel noch gedeckt in einer barock verschlungenen S-Form, das Tischtuch in Rosetten-Fassung. Die Tafel trägt altes, hauchzartes Porzellan und in ihrer Mitte einen silbernen, mit Diamanten verzierten Aufsatz, der sich selbsttätig bewegt. Hier erinnert nichts an die Schrecknisse der Revolutionszeit. Man muß schon zurückgehen bis zum Vorraum, wo zwei überlebensgroße Reliefs in sehr tendenziöser Form davon erzählen, wie einst im Zarenreiche die Bauern und Arbeiter zum Vorteil der Fürsten, Großgrundbesitzer und Popen ausgenutzt und ausgebeutet wurden.

Intimer in seiner Wirkung, mehr als die kalte, zum Teil überladene Pracht des Katharinen-Schlosses und des Peterhofes mit seinen Wasserkunstspielen, die denen von Versailles an Schönheit gewiß nicht nachstehen, an das eigentliche Familienleben der letzten Zarenfamilie gemahnend ist der erst in den Kriegsjahren 1914/17 erbaute Federow-Palast. Hier wohnte in des Wortes voller Bedeutung Zar Nikolaus II. mit der Kaiserin und den Kindern. Hier fühlten sie sich alle sicherer als in dem streng bewachten Winterpalast. In dem mit lichten, zitronhölzernen Möbeln ausgestatteten Wohnzimmer der letzten Zaren liegen noch heute die Bücher und Heiligenbilder auf einem Tischchen, mit denen sich die in Gewissensqualen geratene Frau während der letzten Tage beschäftigte. Und in dem Schlafgemach der Zarin hängen über dem Kopfende zahlreiche Heiligenbilder, so daß es fast aussieht, als sei die Wand mit ihnen geradezu tapeziert worden.

Daneben liegt das Kinderzimmer in rotem Filz ausgelegt. In der Mitte befindet sich eine — Rutschbahn für die Prinzen, die fleißig gepudert werden mußte, wenn die Kinder des Zaren auf ihr im Sausetempo herunterrutschten. Aufgebaut stehen dort noch die ersten Spielsachen des Zarewitsch. Ein Stubenautomobil fehlt dabei nicht. Auch eine Draisine erkennt man. Der Thronfolger war zeitweilig recht schwach auf den Beinen ...

Vor der Bibliothek des Zaren stößt man auf sein Kartenzimmer, wo er sich oft stundenlang mit wenigen getreuen Offizieren aufhielt nnd die Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen mit banger Sorge verfolgte. Noch stecken die Fähnchen in den Landkarten, die der Zar eigenhändig zur Markierung der einzelnen Heeresstellungen verwandte. In der Bibliothek selbst künden außer zahlreichen Büchern Bronzestatuetten und schimmernde Waffen von einstigem Glanz des Hauses Romanow. Man bemerkt das geräumige Badezimmer, in dem Nikolaus II. schwamm und turnte, um sich körperlich frisch zu halten.

Gespenstisch sind die im Park des Peterhofes aufgestellten Salonwagen der kaiserlichen Familie. In ihnen befand sich der Zar in jener schicksalsschweren Nacht, als er verhaftet wurde. In diesem Zug fuhr der Kaiser, nachdem er selbst den Oberbefehl über die russischen Truppen übernommen hatte, von einem Frontabschnitt zum andern. Er selbst hat längst die Wagen für immer verlassen, aber alles in diesem Zuge atmet noch seine Gegenwart. Da hängt noch der Astrachanpelz den der Zar kurz vor der Verhaftung ablegte, hängt die rote Tscherkessenuniform mit den Patronentaschen, die Nikolaus oft im Salonwagen anzulegen pflegte. Auf einem mit Generalstabskarten übersäten Tisch liegt das Vergrößerungsglas des Zaren. Ja, man hat auch den Federhalter auf dem Schreibtisch im Salonwagen an der gleichen Stelle gelassen, von wo aus der Zar nach seiner Verhaftung die Abdankungsurkunde unterzeichnete. Das Geschenk eines guten Bekannten liegt danegen, ein Ledereteui mit silberner Schnalle, in der die Worte eingraviert sind: „Old Nick fr. Fared 1903." Wer mag dieser Old Nick gewesen sein, der in glücklicher Zeit einst dem Zaren aller Reußen dieses Geschenk machen durfte? Auf diesem Freundesnamen ruhte das Auge des Zaren als er schweren Herzens seine Abdankungsurkunde unterzeichnete. Und schließlich landet der Besucher unter Führung einer englischsprechenden russischen Führerin in einem dämmrigen Raum, und hier erklärt die Sowjetbeamtin unter Bezugnahme auf den Zaren, als erzähle sie eine belanglose Geschichte: „And there he was executed!" Hier also wurde der Zar hingerichtet! Wer aber waren seine Richter? In Zarskoje Selo schweigt alles, wenn ein neugieriger Fremder diese Frage aufwirft.



Die Eile.

Der Antropologe R. erwähnte in seiner Vorlesung über die Völker Afrikas einen Negerstamm, bei dem auf eine Frau im Durchschnitt fünf Männer entfallen. Neckisch wandte er sich bei dieser Stelle an seine Hörerinnen: „Meine Damen, hier bestände noch eine Möglichkeit für Sie, unter die Haube zu kommen." Einige empörte Studentinnen wollten daraufhin das Auditorium verlassen. Boshaft rief ihnen der Professor noch nach: „Daß Sie sich allerdings so beeilen, ist wirklich nicht notwendig."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.